



Wenn die Erinnerung verloren geht:  
Den Alltag aufhellen,  
ohne ein Lachen zu  
erzwingen, möchte  
dieser Klinikclown.

Foto: Andreas Beer/ Flickr

ter. Als Ulf mit seiner Familie Urlaub machen möchte, bringt er den hilfebedürftigen Carl in ein Kurzzeitpflegeheim. Doch aus dem Kurzaufenthalt wird eine Reise ohne Wiederkehr: Carl darf nicht nach Hause zurück.

### Carl wird zum verzweifelten Zeugen des Vorgangs, während dessen ihm seine Welt in zusammenhanglose Fragmente zerfällt.

Der Heimaufenthalt, so bekommt man das Gefühl, beschleunigt Carls innere Desintegration, frustriert und seiner gewohnten Umgebung entrisen, verliert er sich im Getriebe der Pflegefabrik. Wie bei Bernlef, erlebt der Leser auch den Zerfall von Carls Persönlichkeit auf qualvolle Weise mit, etwa das Ringen um Worte, wenn er seine Gefühle zum Ausdruck bringen will, seine Launen, Stimmungsschwankungen und Ausbrüche, vor denen ihm selber graut, wenn er sie manches Mal noch vage registriert. Carl wird zum verzweifelten Zeugen

des Vorgangs, während dessen ihm seine Welt in zusammenhanglose Fragmente zerfällt. Er wird sich selbst charakterlich fremd, zerquält sich an dem Anspruch, trotz seiner Krankheit seiner Umwelt gerecht zu werden.

Doch mit dieser Innenansicht begnügt sich Kirsten Thorup nicht. Sie hat auch die totale Institution im Auge, die sie in der Pflegeanstalt erkennt. Diese Institution stellt die vermeintliche „soft barrier“ dar, die den Insassen doch mit aller nötigen Härte Grenzen setzt. Doch Carls Persönlichkeit stellt sich in Thorups Schilderung mit fortschreitender Demenz gerade in seinen intuitiven Willensäußerungen dar, etwa wenn er das Grab seiner erst vor Kurzem verstorbenen Frau besuchen will. Da er keine konsistente Perspektive von Vergangenheit und Zukunft mehr gewinnen kann, werden diese spontanen Akte zum letzten Halt seiner Individualität. Dadurch gerät Carl in Konflikt mit den Repräsentanten des Heims. Diesen Konflikt stellt Thorup eindringlich dar: „Es geht nicht, daß du hier herumrennst und wir nicht wissen, wo du bist, und du nicht wieder zu uns nach Hause finden kannst, sagte die Dame, ohne den Polizeigriff zu lockern. Ihre

Stimme hatte etwas Zuckriges. Etwas viel zu Sanftes im Verhältnis zu der direkten physischen Machtausübung und routinierten Selbstverständlichkeit, mit der [er] ruhiggestellt worden war.“

Zunehmend beginnt Kirsten Thorup am Ende des Buches, den Zustand ihres Protagonisten zu theoretisieren. Zunächst, indem sie die Tochter von Carl während einer Zugfahrt ein Buch des italienischen Philosophen Giorgio Agamben lesen lässt. Dessen theoretische Figur des vollkommen Rechtlosen und auf sein „nacktes Leben“ Reduzierten, der in der Moderne im „Lager“ sein Wahrzeichen findet, hält sodann in die Betrachtungen der Erzählerin Einzug: „Die selbstgewählte Isolation machte ihn zu einer Ausnahme in dem Ausnahmezustand, in dem die Individuen der öffentlichen Gewalt gehören und der Körper durch das Hirntodkriterium nationalisiert worden ist. [...] Er konnte und wollte unter den gegebenen Voraussetzungen nicht leben. Es war die Einweisung, die ihn kränkte. Daß ihm die Souveränität genommen war.“

Die Darstellung solcher Überlegungen geht jedoch nicht wirklich zu Lasten der Eindringlichkeit des

Romans. Unbeschadet der insgesamt nicht unproblematischen Thesen Agambens fügt Thorup dem Roman eine Perspektive hinzu, die in der von existenzialistischen Haltungen geprägten Diskussion um das Altern meist vergessen wird: die Bedingungen des Alterns in einer warenförmig organisierten Gesellschaft.

Gibt sich Bernlef also mit aller Empathie seinem Protagonisten hin, hat Kirsten Thorup nicht ohne Zorn auch die Gesellschaft im Visier. Beide Anliegen sind sympathisch, beide Male bleibt der Leser aufgewühlt zurück. Nicht nur für unmittelbar am Thema Demenz Interessierte sind diese beiden dramatischen Versuche über eine mögliche Verlaufsform des Älterwerdens lesenswert.

Kirsten Thorup - Niemandsland.

Suhrkamp Verlag, 209 Seiten.

Bernlef - Bis es wieder hell ist.

Verlag Nagel & Kimche, 168 Seiten.